

Weihnacht 1933

Autor(en): **C.J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **101/102 (1933)**

Heft 26

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-83121>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

INHALT: Weihnacht 1933. — Die Bedeutung von „Rasse“ und „Volk“ in der Architektur-Geschichte. — Das mittelalterliche Hospital in Beaune (mit Tafeln 1 u. 2). — Von allgemeiner Bildung und Eidgenössischer Technischer Hochschule. — Zur Ausbildung der Ingenieure und Betriebsführer. — Deutsche Stimmen zur gleichen Frage. — Nochmals Krise und Schule. — 42. Generalversammlung der G. E. P. in

Basel 1935. — Praktikantentätigkeit für stellenlose Absolventen der E. T. H. — Mitteilungen: Umstellung der Harvard Engineering School. — Nekrologe: Hans Schmid-Juon. Oberst W. Frölicher-Stehli. — Wettbewerbe: Ausstellungs- und Festhalle auf der Allmend Luzern. Sekundarschulhaus in Aarwangen. Neubau der Schweizer Lebensversicherungs- und Rentenanstalt in Zürich. — Mitteilungen der Vereine.

Band 102

Der S. I. A. ist für den Inhalt des redaktionellen Teils seiner Vereinsorgane nicht verantwortlich. Nachdruck von Text oder Abbildungen ist nur mit Zustimmung der Redaktion und nur mit genauer Quellenangabe gestattet.

Nr. 26

Weihnacht 1933.

„Noch nie seit Bestehen unseres Blattes haben wir das Jahr unter so trüben Aussichten beschlossen wie diesmal.“ — Mit diesen Worten begann unsere Weihnachts-Nummer im ersten Kriegsjahr 1914; sie treffen auf die heutige Weltlage leider abermals weitgehend zu. Da werden es unsere Leser, wie wir glauben, verstehen, wenn wir ihren Blick von den Problemen technischer Nützlichkeit ausnahmsweise einmal ablenken auf Fragen mehr allgemeiner Art. Hatten wir vor kurzem an den Beispielen der „Kochenhof-Siedlung“ und der „Triennale“ über die neuesten architektonischen Zeitströmungen bei unsern nördlichen und südlichen Nachbarn berichtet, so wollen nachstehende Betrachtungen versuchen, die in der Architekturentwicklung wirkenden Zusammenhänge *historisch* zu beleuchten und aufzuklären, soweit dies auf dem engen zur Verfügung stehenden Raume möglich ist. Im „Hotel Dieu“ von Beaune sodann tritt ein hochinteressantes französisches Bauwerk des Mittelalters vor Augen, das seiner charitativen Bestimmung wegen gerade heute erhöhte symbolische Aktualität aufweist. Daran anschliessend wollen wir Ausbildungsfragen der höheren Technikerschaft vom Standpunkt ganz verschiedener Betrachter zur Diskussion stellen, im Sinne, wie es von jeher zu den wichtigsten Aufgaben und Bestrebungen der „G. E. P.“, der Gesellschaft Ehemal. Studierender der E. T. H. gehört. Berichte über deren Leben und Tätigkeit im abgelaufenen Jahr sollen den Abschluss dieser Weihnachtsnummer bilden, und uns ermutigen, mit vereinten Kräften als gute Kameraden der ungewissen Zukunft zuversichtlich entgegen zu gehen. C. J.

Die Bedeutung von „Rasse“ und „Volk“ in der Architektur-Geschichte.

Von PETER MEYER, Architekt, Zürich.¹⁾

Jeder aufmerksame Betrachter des historischen Bauten-Vorrates wird sich manchmal die Frage vorlegen, woran eigentlich die Verschiedenheiten des Stils und die Gemeinsamkeiten stilistisch verwandter Bauten letzten Endes haften. Wenn man von allen, mehr an der Oberfläche liegenden Verschiedenheiten des Zweckes, der Baustoffe und sonstigen materiellen Gegebenheiten absieht, bleibt die Verschiedenheit der Entstehungszeit, und dahinter ein schwer auflösbarer Rest, an dem auch noch lokale Verschiedenheiten innerhalb des gleichen Zeitquerschnitts haften. Wo liegt die Wurzel dieser kaum auflösbaren Verschiedenheit des Geschmacks — oder wie man dieses Imponderabile sonst nennen will? Man macht sich heute die Beantwortung leicht, wenn man als den Deus ex machina die „Rasse“ zitiert. Der Bauherrn? oder der Baumeister? Eine offene Frage — denn so homogen ist der historische Personalbestand nicht, dass sie nicht gestellt werden müsste. Ohne den Rassenbegriff näher zu definieren, nehmen wir „Rasse“ summarisch gleich Abstammungsgemeinschaft. Dass sie bei der Stilbildung eine erhebliche Rolle spielen dürfte, wird man zunächst gerne annehmen; doch zeigt die nähere Betrachtung, dass diese Rolle keineswegs so hervorragend ist, wie man mancherorts glaubt.

Wie die Geologen nach Stellen suchen, wo die Kontinuität der Erdoberfläche durch Rutschungen oder Erosion gestört ist, sodass sich Aufschlüsse über die Struktur ihres innern Aufbaues gewinnen lassen, so suchen wir in der Historie nach Bruchfugen, die uns kulturelle Veränderungen als Folge von Bevölkerungsverschiebungen zeigen.

¹⁾ Nach einem Vortrag, gehalten im Zürcher Ing.- u. Arch.-Verein.

Da begegnet uns als das erste, höchst auffällige Ereignis, das Europa recht eigentlich konstituiert, die *griechische Blütezeit* im V. und IV. Jahrhundert: ein krisenhaft gesteigerter historischer Prozess, der erschreckend schnell, wie eine Fackel abbrennt. Bevölkerungsverschiebungen sind aber gerade während dieser, historisch offenkundigen Zeit nicht nachweisbar, und die Einwanderung der Dorer, für die man sich in Deutschland zur Zeit stark interessiert, liegt immerhin sechs bis sieben Jahrhunderte früher — wenn es also nur an dieser Rasse gelegen wäre, hätte die kulturelle Blüte doch wohl früher einsetzen müssen. Auch beginnt die Blüte Athens ausgerechnet mit der Pisisstratiden-Zeit, also parallel dem Verfall der alten Stammes-Ordnung, und am Anfang der attischen Kunst steht sogar der Import verdächtig exotischer Plastik aus jenem jonischen Kleinasien, dessen griechische Bewohner sich wohl nicht nur kulturell stark den Orientalen angenähert hatten. Der einzige Griechenstaat aber, der so etwas wie bewussten Rassenschutz betrieb, kommt kulturell nur als Gegenspieler Athens in Betracht, ohne eigene Leistung: Sparta.

Und Rom? In seiner „Cité antique“ stellt Fustel de Coulanges die Behauptung auf, die Universalität des alt-römischen Staates habe gerade darauf beruht, dass er ein Amalgam aus etruskischen, latinischen und griechischen Bevölkerungs- und Rechts-Elementen gewesen sei. Von einem „Staatsvolk“ ist gerade in den Zeiten der Weltmacht gar keine Rede; der Senat, der als landbesitzende Adelskaste dafür gehalten werden könnte, ist seit Caesar aus allen hohen Civil- und Militärämtern ausgeschlossen, und als Repräsentanten der Staatsidee sind Vertreter der aller- verschiedensten Völker vom Araber bis zum Nordgermanen aufgetreten. Das ist noch auffälliger beim oströmisch-byzantinischen Reich, wo von einer als Elite regierenden abstammungsmässig zusammengehörigen Minderheit — wie man sich das heute gern ausmalte — keine Spur zu finden ist. Und doch hat sich die Staatsidee mit unbegreiflicher Zähigkeit ganze tausend Jahre lang gehalten, in den Händen von Armeniern, Kleinasiaten und sonstigen Ostgriechen zweifelhaftester Herkunft: die Staatsidee hat sich ihre Träger gesucht, nicht umgekehrt.

Rom hat es nie zu einem so scharf umrissenen Baustil gebracht wie Griechenland — das würde also nicht übel zu der Meinung passen, dass die allgemeine Rassenvermischung der Spätantike die kulturellen Fähigkeiten gelähmt habe. Aber da entsteht plötzlich aus diesem „Völkerbrei“, da wo er am undurchsichtigsten war, ein völlig neuer Stil von streng geschlossener Eigenart: der *Byzantinische Stil*, nicht getragen von irgend einem neu zugewanderten Volke, sondern als Stil der Hauptstadt Konstantinopel, während die zweite Hauptstadt des Reiches, Antiochia, nebst ganz Syrien, in der hellenistischen Tradition verharret — trotz stark semitischer Bevölkerung.

Das nächste Stil-Individuum, das aus der Vergangenheit auftaucht, ist dann der *islamische Stil*. „Individuen“ dürfen wir jene Einheiten des Geschmacks nennen, weil sie etwas von organischem Wesen an sich haben. Wenn der Sprachgebrauch „Früh-“, „Hoch-“ und „Spät-“ Phasen eines Stils unterscheidet, so liegt darin die Vorstellung, dass diese Einheiten um ein Zentrum gravitieren, dass ihnen ein zentraler Kern zugrunde liegt, der verschiedene Modifikationen durchschreitet, wie ein Mensch seine verschiedenen Lebensalter. Damit wird die Kontinuität der Entwicklung nicht zerissen, um die sich die Kunstgeschichte der letzten hundert Jahre so sehr bemüht hat: aber dieser kontinuierliche Strom läuft in einem Flussbett, das seine